

Tür; es gab nur wenige Züge. Die Rot-Gardisten mußten sie mit Kolbenschlägen zurückdrängen. Ich stand am Fenster unseres Sonderzuges — es war ein Zarenzug mit allem Luxus, und die Masse schaute halb mit Neid, halb in Ehrfurcht auf ihn, ohne ihn stürmen zu wollen, weil sie gehört hatten, daß es der Zug der Friedensdelegation sei. Ich sah in den Augen manches Genossen tiefe Qual, als ob er dächte: „Was für einen Frieden können wir kriegen, bei diesem Kräfteverhältnis! Hier vollkommene Desorganisation, dort, bei den Deutschen Ordnung.“ Wir schwiegen auf dem ganzen Weg. Als wir unsere verlassenen Schützengräben durchschritten und in die ordentlichen, sauberen deutschen kamen, in denen an jeder Wendung schweigend ein deutscher Wehrmann stand, hörte ich im Schweigen meiner Kameraden die Frage an die Sterne: „Was wird daraus?“ Wir stiegen in den uns erwartenden deutschen Zug. Einen Augenblick vor dem Abendessen blieb ich mit Trotzki allein. „Und trotzdem werden wir siegen, was die nächsten Wochen auch bringen werden!“ — sagte ich still zu ihm. „Ja“ — war alles, was er fest und voll Ruhe sagte. Wir trugen das Bild des neuen Lebens in der Seele, wir wußten, dies kann für einen Augenblick unterdrückt werden, aber es ist da und wird nicht mehr verschwinden. Der Petrograder Arbeiter hat es uns gezeigt.

Auf dem Petrograder Arbeiter basierte unsere Politik in Brest. Als wir zurückkehrten, ohne den Frieden unterzeichnet zu haben, obwohl wir wußten, daß wir in ein paar Tagen gezwungen sein werden, einen schlechteren zu unterzeichnen, verstanden uns die Arbeiter: sie begriffen, daß wir der Welt zeigen mußten, daß wir nur vor dem Revolver einen solchen Frieden unterzeichnen. Gleichzeitig aber erklärten sie sich für den Friedensschluß: Wir können jetzt nicht kämpfen. Lenin, der kühle Kopf, war derselben Meinung: „Jetzt ist der Kampf unmöglich. Erst, wenn wir einmal auch nur die Fundamente des neuen Lebens gelegt haben werden, wird er möglich sein. Also Frieden unter allen Umständen! Wenn er uns nur die Möglichkeit gibt, ein paar Monate lang arbeiten zu können“. Wir, die Jüngeren: Bucharin, Obolenskij, Lomow, Smirnow (von den Älteren: Uritzki, Prof. Pokrowski) konnten uns nicht in die Kapitulation vor dem äußeren Feind finden, in einem Augenblick des Sieges über den inneren Feind. Es schien uns unmöglich, uns von dem großen Angriff zurückzuziehen. („Es ist die größte Kunst, die ihr noch zu lernen haben werdet, — die des Rückzuges!“ Wir haben sie gelernt, und es wird vor der Geschichte der größte Ruhm Lenins sein, daß er als Erster unter uns sie verstand.) Die gefühlsmäßige Unfähigkeit zu kapitulieren, maskierten wir vor uns selbst (jetzt sehe ich es) mit großen strategischen Plänen: Rückzug der Regierung hinter die Wolga, den deutschen Heereszug sich verbluten lassen im Kampfe mit dem Proletariat Zentralrußlands und dann Rückeroberung Zentralrußlands vom Ural her. Aber wir predigten tauben Ohren. Nicht nur die den Frieden ersahnende Masse der Arbeiter, ihre vordersten Reihen erklärten uns: „Es geht nicht, wir werden kämpfen, wenn die Deutschen uns den Frieden verweigern, aber wenn auf hundert Chancen eine für den Frieden besteht, so muß sie ausgenutzt werden.“ Der deutsche Angriff begann, die zweite Friedensdelegation ging nach Brest, um unter dem Diktat der Kanonen den Frieden zu unterzeichnen. Wir wußten nicht, ob die Deutschen ihn gewähren werden. Als die Nachricht von der deutschen Offensive kam, heulten alle Fabriksirenen Petrograds. Der Petrograder Rat beschloß, die Regierung zum Verlassen